

KAI-UWE MERZ

Zement



BERLIN



EINE KULTURGESCHICHTE
DER FRÜHEN 1960ER-JAHRE

ELSENGOLD





KAI-UWE MERZ

Zement BERLIN

EINE KULTURGESCHICHTE
DER FRÜHEN 1960ER-JAHRE



EINLEITUNG

- Zementierte Doppelstadt –
Berliner Kulturgeschichte der ersten Mauerjahre 7



PROLOG

- Zement Berlin –
Walter Ulbricht, John le Carré und die Stadt in der *Kälte* 13



POLITIK

- Willy Brandt –
Ernst Reuters *junger Mann* regiert Berlin 25



SHOW

- Marlene Dietrich –
Berlins einziger Weltstar 45



TAGEBUCHLITERATUR

- Hanns-Josef Ortheil –
Die Berlinreise im Jahr 1964 63



LITERATURFILM

- Christa Wolf und Konrad Wolf –
Der geteilte Himmel über Berlin 77



FILM

- Will Tremper und Artur Atze Brauner –
Inselstadt in der Kinokrise 99



KULTUS

- Heinz Galinski –
Vorsitzender von Berlins Jüdischer Gemeinde 115



KIRCHE

- Alfred Bengsch –
Der Schöneberger wird Bischof in Ost-Berlin 129



THEATER

Wolfgang Langhoff und Wolfgang Heinz –
Skandale im Deutschen Theater

149



MUSIKARCHITEKTUR

Herbert von Karajan und Hans Scharoun –
Berlins neue Philharmonie

167



ARCHITEKTURKRITIK

Wolf Jobst Siedler –
Die gemordete Stadt

183



MALEREI

Kurt Mühlenhaupt –
Kreuzberg, das Berlin des *poetischen Realismus*

197



FERNSEHEN

Karl-Eduard von Schnitzler und Matthias Walden –
Kalte Krieger von Adel

211



SCHLUSSBETRACHTUNG

Zementierte Erstarrung –
Berlin richtet sich in der Teilung ein

225



EPILOG

Das *Revolte Berlin* –
Dutschke und *der Dany* auf dem Sofa

249

Literaturverzeichnis

254

Bildnachweis, Impressum

256



EINLEITUNG

Zementierte Doppelstadt – Berliner Kulturgeschichte der ersten Mauerjahre

*Darum versperre ich ihr den Weg
mit Dornengestrüpp und verbaue ihn mit einer Mauer,
sodass sie ihren Pfad nicht mehr findet.*

Hosea 2,8

ZEMENT IST EIN KALKPRODUKT mit Beimischungen. Wie Kalk wird Zement auf dem Bau als Bindemittel verwendet. Mit körnigen, zerkleinerten Steinen und Wasser wird daraus Mörtel.

Mörtel wie der zwischen den Hohlblocksteinen der Berliner Mauer des August 1961. Nach dem Abbinden und Aushärten des Mörtels entstand so die erste stabil gemauerte Befestigung, die die Grenzlinie unpassierbar machte. Aus den Tagen nach dem 13. August 1961 stehen uns die Fotos von der Grenze des Sowjetischen Sektors der Stadt vor Augen. Wir sehen Berliner Maurer in Bauarbeiterkluft. Sie halten ihre Kelle, meist mit dreieckigem Kellenblatt. Die Männer befördern damit die Mörtelmasse auf die Hohlblocksteine. Sie glätten sie, bevor sie den nächsten Stein hinaufwuchten. Im Hintergrund Uniformierte. Sie tragen Waffen, oft im Anschlag. Die Maurer arbeiten weiter. Die Atmosphäre ist spannungsgeladen. Das ereignet sich mitten in Berlin. Im Hochsommer 1961. Die Hohlblocksteine mit vier Löchern werden auf Betonteile geschichtet, die zuunterst das Fundament bilden und zuvor mit Kränen heruntergelassen worden waren. Wenn die geplante Höhe erreicht ist, werden Metallträger zwischen den Steinen einzementiert, die, mit einem Knick versehen, in die Luft ragen und an denen mehrere Stacheldrähte befestigt werden, um das Überklettern zu verhindern. Diese gemauerte Grenzlinie war auf die ersten Barrikaden gefolgt, die am 13. August aus Drahtverhauen, aus den Straßen gerissenen Pflastersteinen und Asphaltbrocken

Berlin, Potsdamer Platz, 18. August 1961: Der Maurer klatscht mit der Kelle den Mörtel auf die Hohlblocksteine, der bewaffnete Bewacher gehört zu den Kampfgruppen der Arbeiterklasse.

errichtet worden waren. *Zement* steht *pars pro toto* für das gesamte Sperrbauwerk, das im Laufe der Jahrzehnte technisch perfektioniert wird. In den 1970er-Jahren bestand die Mauer aus Betonplatten.

Zement ist Titel eines 1972 in der DDR publizierten Theaterstücks. Der in Ost-Berlin lebende Autor Heiner Müller hat es als Dramatisierung des Romans *Zement* des sowjetischen Schriftstellers Fjodor W. Gladkow aus dem Jahr 1925 geschrieben. Das Zementwerk steht im Zentrum der Handlung zwischen Ende 1920 und Ende 1921. *Zement* spielt im jungen Sowjetrußland. Der Bürgerkrieg ist gewonnen, der zentralistische Kriegskommunismus geht über in die *Neue Ökonomische Politik NEP*, die aus der Not einige wirtschaftliche Freiheiten einräumt, ähnlich wie das kurzlebige *Neue Ökonomische System der Planung und Leitung NÖSPL* in der Nach-Mauerbau-DDR der 1960er-Jahre. Müller sieht die NEP als Rückschritt auf dem Weg zum Sozialismus in Konsequenz der ausbleibenden Revolution in Deutschland. Schließlich muss der bürgerliche *Spezialist* am Wiederaufbau des Werks mitarbeiten. Die Niederlage der Revolution ist kaum verhüllt. Aber sie wird eines Tages überwunden. Genosse Gleb Tschumalow spricht von dieser Hoffnung, als er zu dem *Spezialisten* namens Kleist über die Musik des revolutionären Regimes, wie er es nennt, die „Symphonie der Arbeit“, voller Zuversicht sagt:

*Vielleicht klingt sie zu rauh für Ihre Ohren
Unsre Musik. Warten Sie, bis in Deutschland
Das Proletariat den Ton aufnimmt.
Dann platzt dem Kapital das Trommelfell.
Wenn Sie das Ohr an unsern Boden legen
Können Sie hören, wie die Revolution
Die Instrumente stimmt an Rhein und Ruhr.*

Um dieser ideologisch begründeten Zuversicht willen ist alles erlaubt. Die Revolution frisst ihre Kinder, aber sie schluckt genauso Kröten. Heiner Müller sagt in seinen Memoiren von 1992, er habe das Stück *Zement* geschrieben noch im Geiste des „großen historischen Aufbaupathos“. Ihm sei erst nach dem Fall der Mauer klargeworden, dass die Funktionäre und Zensoren seinen Text 1973 „genauer gelesen hatten als ich“, ihn entschlüsselt hatten als Metapher der darniederliegenden Volkswirtschaften der Ostblockstaaten, also als historische Verkleidung einer weiteren Niederlage der Revolution, nicht zuletzt,

weil die abgeblasene NÖSPL ein aktueller Bezug gewesen war. Die Berliner Mauer war schon 1961 ein Ausweg der Staatspartei Sozialistische Einheitspartei Deutschlands SED, mit ihrer im Kern ökonomischen Niederlage in der Systemkonkurrenz umzugehen. Mehr noch: Der 13. August ist ihre zweite Niederlage nach dem 17. Juni 1953. Das Berlin der ersten Mauerjahre ist das *Zement Berlin* des Buchtitels dieser *Kulturgeschichte der frühen 1960er-Jahre*, in denen die Zeitgenossen immer wieder vom *Zementieren* der Teilung der Stadt sprechen.

Zement Berlin nimmt den Faden der Erzählung 1960 auf. Nicht erst der Mauerbau ist Startpunkt für *Zement Berlin*, sondern der Besuch der geborenen Schönebergerin Marlene Dietrich. Die Schilderung endet mit dem Ausblick auf das *Revolte Berlin*, das 1968 seinen Höhepunkt erlebt. Zum Charakter des Buchs gehören neben der komprimierten Zusammenschau und der Abwechslung der Kapitel vor allem viele zeitgenössische Fotografien, die im Wechselspiel mit dem Text das Zeitbild des Berlins dieser Jahre ergeben. Ereignis- und Diplomatiegeschichte, Berlin-Krisen und -initiativen, die Geschichte des Kalten Kriegs sind nicht Thema dieses Buches, sondern sind Hintergrund, Bezugsrahmen, Folie.

Zement Berlin bietet eine eigenständige, abgeschlossene Darstellung für sich. Zugleich ist das Buch Fortsetzung. *Vulkan Berlin* von 2020 ist *Eine Kulturgeschichte der 1920er-Jahre*. Die 2021 erschienenen Bände *Monster Berlin* und *Wüste Berlin* beschreiben Kulturgeschichte der Stadt im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit. Das im Frühsommer 2022 veröffentlichte Buch *Eiszeit Berlin* ist *Eine Kulturgeschichte des Kalten Kriegs*. Dem schließt sich im gleichen Jahr *Zement Berlin* an. Dieses Buch wurde begonnen in der letzten Woche des Jahres 2021, als das Manuskript von *Eiszeit* beendet und, stadtgeschichtlich bedeutsam, gerade die erste Ostdeutsche Regierende Bürgermeisterin von Berlin geworden war. Dass Franziska Giffey's Herkunft weitgehend unkommentiert geblieben ist, zeigt, dass eine Generation nach dem Mauerfall Teilung, Ost und West im öffentlichen Bewusstsein des neuen ganzen Berlin kaum mehr von Belang sind. Methodisch setzt *Zement* die vorangehenden Bände ebenfalls fort. Einzelne Felder des Kulturlebens der Epoche werden anhand ausgewählter Repräsentanten in einzelnen Kapiteln vorgestellt. Es sind die zwölf Bereiche Politik, Show, Tagebuchliteratur, Literaturfilm, Film, Theater, Kultus, Kirche, Musikarchitektur, Architekturkritik, Malerei und Fernsehen. Bei allem Respekt vor Kulturtheorie und -philosophie denkt dieses Werk nicht dezidiert über den Kulturbegriff nach. Es geht vom pragmatischen Kulturverständnis des Kulturhistorikers

Hermann Glaser aus. Bei seinem Kulturbegriff handelt es sich „um einen Begriff von Kultur, der sich in Unterscheidung zu dem Begriff der Natur auf *alles* bezieht, was der Mensch als gesellschaftliches Wesen in unterschiedlichster Weise produktiv bearbeitet oder gestalterisch hervorbringt.“ Nicht nur Kunst ist Kultur. Kultur macht vielmehr den Menschen aus. Sie ist seine Sphäre. Kulturtechniken sind Teil seiner evolutionären Anpassungsstrategien, obwohl er zugleich der Natur verhaftet ist. Deshalb interessieren hier Mentalitäten, Haltungen, Einstellungen, Religionen. Deshalb ist das Materielle erwähnenswert, das, was sich mit Wirtschaft, Politik, Geografie, Geschichte verbindet.

Das Erzählen von Kulturgeschichte anhand einzelner Figuren setzt Mut zur Lücke voraus. Vollständigkeit in irgendeinem Sinne wird, kann so nicht angestrebt werden. Themen, Aspekte, Bezüge sind ausgelassen, bleiben nur beiläufig angetippt, anderes wird womöglich übermäßig betont. Dieses Buch ist kein wissenschaftliches Werk, hat kein wissenschaftliches Anliegen, verzichtet zugunsten der Lesbarkeit und der Freude am Entdecken auf den wissenschaftlichen Apparat. Die Schilderung basiert auf veröffentlichten, bekannten Quellen, auf Biografien, Memoiren, historischen Büchern, die uns interessierende Themen ausleuchten. Antworten auf Detailfragen haben dankenswerterweise Wolfgang Brauer, Alice Brauner, Hannelore Mühlenhaupt, Bettina von Saß, Barbara Schnitzler und Roland Tremper gegeben. Endgültig sind für dieses Jahrzehnt die Zeugnisse des Mediums Fernsehen quellenwichtig, allen voran die grandiosen Interviews des Journalisten, ersten Chefs der *Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der DDR* und kurzzeitigen West-Berliner Wissenschaftssenators Günter Gaus mit Willy Brandt oder Christa Wolf. Das Ziel dieser Bücher ist die Herstellung einer Zusammenschau, die ein Gesamtbild der Kulturmetropole ergeben kann, das das Spezialwissen der einzelnen Gebiete und Disziplinen übersteigt. Mit der wachsenden Anzahl chronologisch aufeinanderfolgender Bände ergibt sich inzwischen eine unbeabsichtigte Leistung dieser Reihe, nämlich die der empirischen Vermessung des Terrains einer künftigen Berliner Kulturgeschichte. Die Bücher belegen, was ohnehin unbestreitbar ist: Die Auseinandersetzung mit Berliner Kulturgeschichte lohnt. Sie eröffnet neue Perspektiven und einen bisher ungewohnten Zugang zur Geschichte der Stadt. Denn zur Methode gehört stets der Blick auf das Berlin der jeweiligen Epoche, wie es sich in seiner Kultur in jenen Jahren, hier in den 1960er-Jahren, als Stadt darstellt. Uns interessiert das Lebensgefühl der Berliner von damals.

Und wir beharren darauf, dass es nicht nur kulturell *eine* Stadt bleibt. Es gilt jeweils zu fragen, wer welches Berlin meint, wenn er von *Berlin* spricht. Darum verzichtet *Zement Berlin* darauf, von vornherein die Zementierung der Spaltung der Stadt durch die Berliner Mauer intellektuell nachzuvollziehen. Der Mauerblick würde sonst zur Maueroptik führen, die die Sicht auf Zusammengehörigkeit, Gesamtheit, Allmählichkeit des Gewährwerdens von Teilung, Unterschieden, Gegensätzen verdunkelt.

Bevor wir im ersten Kapitel auf die unbestreitbar beherrschende politische Figur dieses Berliner Jahrzehnts eingehen, auf den jungen Regierenden Bürgermeister Willy Brandt, versuchen wir im Prolog die Annäherung an dieses Bauwerk *Berliner Mauer*, seinen Bauherren und an seine Spiegelung in einem weltbekannten Spionageroman, der mehr ist als bloße Unterhaltungsliteratur.



West-Berlin 1967,
Ödnis wie am
Ende der Welt:
Die Mauer ist jetzt
aus Betonplatten,
Rohre verhindern
Überklettern, wie
1961 werden die
Tramgleise einfach
durchgeschnitten.



„Ich verstehe Ihre Frage so, daß es in Westdeutschland Menschen gibt, die wünschen, daß wir die Bauarbeiter der Hauptstadt der DDR dazu mobilisieren, eine Mauer aufzurichten. Mir ist nicht

bekannt, daß eine solche Absicht besteht. Die Bauarbeiter unserer Hauptstadt beschäftigen sich hauptsächlich mit Wohnungsbau, und ihre Arbeitskraft wird dafür voll eingesetzt.

Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten!“

Ulbricht am 15. Juni 1961

auf einer internationalen Pressekonferenz in Ostberlin



PROLOG

Zement Berlin – Walter Ulbricht, John le Carré und die Stadt in der *Kälte*

WALTER ULBRICHT, seit Juli 1950 Generalsekretär des Zentralkomitees der SED, kannte Berlin seit Langem. In den 1920er-Jahren war er als Funktionär aus Sachsen in die KPD-Zentrale gekommen, war zeitweise Vorsitzender der Partei in Berlin und Brandenburg. In dieser Funktion lieferte er sich am 22. Januar 1931 in Friedrichshain eine Redeschlacht mit dem Berliner NSDAP-Gauleiter Josef Goebbels, die in eine Saalschlacht ausartete. Die NS-Zeit verbrachte Ulbricht in der Sowjetunion, und mit dem Herannahen des Endes von Adolf Hitlers Herrschaft bereitete er im Auftrag Josef W. Stalins die Rückkehr der KPD-Genossen und den Aufbau der Verwaltung Berlins vor, darunter maßgeblich unterstützt vom Dichterfunktionär Johannes R. Becher, der die Wiederbelebung des Kulturlebens vor allem in der Reichshauptstadt betrieb. Die *Kader* der *Gruppe Ulbricht* trafen am 2. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation der Reichshauptstadt, in Berlin ein. Kulturpolitisch war der gelernte Tischler interessiert, aktiv, fungierte als letzte Instanz. Er hatte zu Beginn der 1950er-Jahre bestimmt, dass die Stalinallee im neoklassischen *Zuckerbäckerstil* nach sowjetischem Baumuster gestaltet wurde, erteilte moderner Architektur zunächst seine ideologisch begründete Absage. Ulbricht protegierte Walter Felsenstein und dessen Komische Oper, auch nach dem Bau der Mauer, als dort noch immer Personal beschäftigt war, das in West-Berlin wohnte und nicht durch Ost-Mitarbeiter zu ersetzen war. Zu Beginn der 1960er-Jahre vollendet Ulbricht seinen Aufstieg im Apparat. Im Februar 1960 wird er als Vorsitzender des neugeschaffenen Nationalen Verteidigungsrats der DDR oberster Befehlshaber der Nationalen Volksarmee NVA, die er im August 1961 marschieren lässt. Nachdem am 7. September 1960 DDR-Präsident Wilhelm Pieck in Ost-Berlin gestorben ist, wird dessen Amt abgeschafft. Ulbricht wird als Staatsratsvorsitzender neues Staatsoberhaupt. Er ist auf dem Gipfel seiner Macht. Beim Mauerbau ist sein Nachfolger Erich Honecker sein logistischer Helfer. Honecker wird es sein, der zehn Jahre später, am 3. Mai 1971, in demütigender Manier

Kalter Krieg/West:
Das West-Berliner
Plakat soll jenseits
der Mauer gesehen
werden, wendet
Walter Ulbrichts
Lüge vom 15. Juni
1961 gegen den
Bauherrn der
Mauer.

Ulbrichts Rücktritt angeblich aus Gesundheitsgründen erzwingt, um sich selber an dessen Stelle zu setzen. Die Rolle des Staatsoberhauptes wird zeitweilig der 1967 abgelöste ehemalige Oberbürgermeister von Berlin, Friedrich Ebert junior, übernehmen, dessen Magistrat in die Organisation des Mauerbaus eingebunden war. Ebert verbreitete draußen in der Welt sein sozialdemokratisch-präsidiales Renommee, das ihm als Sohn des Reichspräsidenten der Weimarer Republik anhaftete. So sind die 1960er-Jahre für den Staats- und Parteichef Ulbricht in Ost-Berlin zwar die Jahre seiner größten Machtfülle, aber diese Jahre bergen in sich bereits die Wurzeln seines Sturzes.

Im Geheimen hatte der ZK-Sekretär für Sicherheitsfragen Honnecker alle Vorbereitungen für die Mauer getroffen, sodass alles bereitstand, als der Ministerrat am 12. August 1961 die Mitteilung verbreitete, dass „zur Unterbindung der feindlichen Tätigkeit der revanchistischen und militaristischen Kräfte Westdeutschlands und West-Berlins“ auch an der „Grenze zu den Westsektoren von Groß-Berlin“ Kontrollen durchgeführt werden würden, „wie sie an den Grenzen jedes souveränen Staates üblich“ seien. Eine Meldung war das, die Truppenbewegungen erklären und deren wahres Ziel verschleiern sollte. In den Diskussionen insbesondere zwischen Ost-Berlin und Moskau in den Monaten zuvor waren lange Zeit noch andere Wege erörtert worden, um die Fluchtbewegung aus Ost-Berlin und der DDR und das, was die östliche Seite *Westberlinproblem* nannte, weniger einschneidend zu lösen. So ist Ulbrichts berühmte Aussage, die an jenem 15. Juni 1961 fiel, dass niemand beabsichtige, eine Mauer zu errichten, nicht unbedingt eine Lüge gewesen. Das hat der Berliner Historiker Stefan Wolle unterstrichen. Zum Ende der Pressekonferenz Ulbrichts waren West-Journalisten an die Reihe gekommen. Annamarie Doherr meldete sich. Die Journalistin war im Dritten Reich in der NS-Presse tätig, arbeitete nach 1945 für den *Berliner Rundfunk*, stieg dort bis zur Chefredakteurin auf. Man konnte sie in Ost-Berlin. Erst 1949 war sie nach West-Berlin gewechselt und wurde 1950 Berlin-Korrespondentin der *Frankfurter Rundschau*. Sie war seit ihrem Umzug von Kleinmachnow nach West-Berlin selber DDR-Flüchtling. Etwa 500 Journalisten waren an diesem 15. Juni 1961 im *Haus der Ministerien* im Berliner Regierungsviertel versammelt, jenem von Hermann Göring in Betrieb genommenen riesenhaften NS-Bau, an dem der 17. Juni 1953 einen seiner Kulminationspunkte erlebt hatte. Die Weltpresse wollte Ulbricht sehen und hören. Als Thema der Pressekonferenz des Staats- und Parteichefs hatte Ost-Berlin angekündigt: „Der Friedensvertrag mit Deutsch-

land und die Lösung des Westberlinproblems.“ Bevor sich Doherr zu Wort meldete, hatte Ulbricht ausweichend auf eine Frage zur Idee der *Freien Stadt* West-Berlin geantwortet. Anscheinend wollte er über dem Westteil entgegen alliierter Rechte die Lufthoheit beanspruchen. So polemisierte er, selbstverständlich müsse die Bewegungsfreiheit der Spione „des Herrn Strauß“ beschränkt werden; Franz Josef Strauß war zu dieser Zeit in Bonn Bundesverteidigungsminister. Kern der Sache war jedoch, dass mit der Übernahme der Lufthoheit durch den Osten keine Flüchtlinge mehr über West-Berlin die DDR verlassen und nach Westdeutschland hätten gelangen können, ohne wieder DDR-Territorium zu passieren. Über die Art der Antwort Ulbrichts war Doherr verärgert und stellte ihre Frage:

Ich möchte eine Zusatzfrage stellen, Doherr, Frankfurter Rundschau. Herr Vorsitzender! Bedeutet die Bildung einer Freien Stadt Ihrer Meinung nach, dass die Staatsgrenze am Brandenburger Tor errichtet wird? Und sind Sie entschlossen, dieser Tatsache mit allen Konsequenzen Rechnung zu tragen?

Ulbricht strich sich über den Bart. Doherr betonte später, dass sie gar nicht nach Beton und Mörtel gefragt, sondern eine „rein staatsrechtlich-theoretische Frage“ gestellt habe. Ulbricht war es, der die Frage umdeutete und wohl tatsächlich das Wort *Mauer* das erste Mal in die Welt setzte.

Ich verstehe Ihre Frage so: dass es Menschen in Westdeutschland gibt, die wünschen, dass wir die Bauarbeiter der Hauptstadt der DDR mobilisieren, um eine Mauer aufzurichten, ja? Eh, mir ist nicht bekannt, dass eine solche Absicht besteht, da sich die Bauarbeiter in der Hauptstadt hauptsächlich mit Wohnungsbau beschäftigen und ihre Arbeitskraft voll eingesetzt wird. Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.

Das gar nicht angefragte Dementi wurde und wird bis heute als Ankündigung und als Lüge wahrgenommen. Willy Brandt, seit 3. Oktober 1957 Regierender Bürgermeister von Berlin, nennt die Äußerung 1978 in seinen *Begegnungen und Einsichten* der Jahre 1960 bis 1975



Gründete 1948 in West-Berlin die antikommunistische *Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit*, 1961 das Mauermuseum: Rainer Hildebrandt redet 1950 bei der KgU.

einen „unverfroren offenen Hinweis“. Zwei Monate später wurde West-Berlin abgeriegelt, wurden Ost-Berliner und DDR-Bürger eingesperrt. Der Seitenhieb Ulbrichts auf die Spione des Bonner CSU-Ministers spielte dennoch auf eine existierende Wirklichkeit des damaligen Berlins an. „West Berlin wurde als ein hochkarätiges Nachrichten-zentrum betrachtet“, schreibt Brandt, „und das war es wohl auch.“ Aber die Überraschung durch den Termin des Mauerbaus gelingt, was für ihn ein „bemerkenswerter Vorgang“ ist, denn: „BND wie CIA, der britische und der französische Geheimdienst – sämtliche nachrichtendienstlichen Organisationen des Westens schienen hinters Licht geführt worden zu sein.“ Schon das *Eiszeit Berlin* des Kalten Krieges der 1940er- und 1950er-Jahre kannte diese Ebene der Aus-

tragung des Konfliktes, die zwar im Dunkeln lag und beschwiegen wurde, die aber das Lebensgefühl der Berliner in diesen Jahren wesentlich beeinflusste und von der man allenthalben wusste. Das blieb im *Zement Berlin* so. Davon erzählt Verna B. Carleton in ihrem 1962 auf Deutsch erschienenen Berlin-Roman *Zurück in Berlin*, in dem sie ihre Hauptfigur 1957 diese Bemerkung machen lässt:

„In Berlin ist Spionage in diesen Zeiten ein ganz großes Thema“, schloss Eric. „Unlängst berichtete ein Londoner Korrespondent von achtzig privaten Organisationen, die einem Informationen über alles und jeden verkaufen. Da sollte man sich nicht wundern [...]“

Neben den offiziellen Nachrichtendiensten beider deutscher Staaten und der alliierten Mächte, die jeweils auf dem Gebiet der gegnerischen Seite aktiv waren, existierten in West-Berlin zahlreiche nicht-staatliche Institutionen auf dem Feld von Spionage und verdeckten Aktivitäten bis hin zu obskuren Nachrichtenhändlern. Eine dieser Einrichtungen, vielleicht die Bekannteste neben den Ostbüros der westlichen Parteien, allen voran dem der SPD, war die *Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit*. Seitens des Ostens war Brandt propagandistisch mit der Funktion des Leiters des Ostbüros in Zusammenhang gebracht worden, und 1952 wollte *Der Spiegel* wissen, dass Brandt als neuer Leiter der Kampfgruppe gehandelt werde. Beides stimmte nicht. Rainer Hildebrandt hatte die KgU 1948 gegründet. Sie startete als Suchdienst für die Insassen sowjetischer Speziallager auf dem Areal früherer nationalsozialistischer Konzentrationslager wie Sachsenhausen, die unterdessen von der sowjetischen Geheimpolizei NKWD genutzt wurden. Seit 1952, unter Leitung des Neffen des *religiösen Sozialisten* Paul Tillich, des dann aus der SPD ausgeschlossenen Ernst Tillich, wird die Kampfgruppe mit Sabotageaktionen auf dem Gebiet Ost-Berlins und der DDR in Zusammenhang gebracht. Sie hatte zu dieser Zeit ihren Sitz in einer komfortablen Villa in der Ernst-Ring-Straße unweit des Schlachtensees. Sie kooperierte wohl mit US-Nachrichtendiensten wie dem CIC und später der CIA, und sie agierte in dem Netzwerk antikomunistischer Gruppierungen, denen die SED als *Agenten- und Terrorzentralen* die Verantwortung für den 17. Juni 1953 zugeschrieben hatte. Die KgU allerdings hatte sich bereits 1959, zwei Jahre vor dem Mauerbau, aufgelöst. Brandt hatte als Regierender Bürgermeister daran tätigen Anteil, weil er solcherart „Indianerspiele“ für unverantwortlich hielt. Hildebrandt, Sohn einer Malerin und eines Kunsthistorikers mit einer Ader für Malerei, an dessen letzter Wohnadresse im Zikadenweg 84 in Westend eine *Berliner Gedenktafel* hängt, gründete das am 19. Oktober 1963 eröffnete private *Mauermuseum – Museum Haus am Checkpoint Charlie*. Er rief nach dem Mauerbau die *Arbeitsgemeinschaft 13. August* ins Leben, um Flüchtlingen von West-Berlin aus zu helfen. Sein Museum dokumentiert bis heute Zeugnisse von Fluchtversuchen sowie Gemälde, Bilder, Kunstwerke, die sich mit der Mauer und ihren Folgen auseinandersetzen. Museum und Arbeitsgemeinschaft waren gleichwohl Institutionen, die als westliche Instrumente des Kalten Krieges dienten.

Der Brite David Cornwell war am 13. August 1961 auf West-Berliner Seite Zeuge des Baus der Mauer. Er arbeitete als „Nachrichtens-offizier im Gewand eines Nachwuchsdiplomaten bei der britischen

Botschaft in Bonn“, beherrschte Deutsch, kannte die deutsche Literatur. Cornwall war 1960 zum britischen Auslandsgeheimdienst Secret Intelligence Service gewechselt, der unter der Abkürzung MI 6 bekannt ist. Berlin besuchte er selten. Trotzdem hat er den Mauerbau, schreibt er im Februar 2013, unmittelbar miterlebt: „Aber ich war da, als die ersten Betonblöcke den Stacheldraht an der Mauer ersetzten, ich sah die Bollwerke des Kalten Kriegs aus der noch schwelenden Asche des heißen Krieges emporwachsen.“ Gemeint sind damit Ost-West-Konflikt und Zweiter Weltkrieg, und die Einschätzung, die dahinter steht, wird mit Bezug auf die *Hardliner* beider Seiten damit umschrieben, dass der Weltkrieg gegen das nationalsozialistische Deutschland „als bloße Ablenkung“ empfunden wurde: „Nun, da er vorbei ist, konnten sie endlich mit dem echten Krieg weitermachen, der mit der Russischen Revolution 1917 begonnen hatte und seitdem unter wechselnden Bannern und wechselnden Vorwänden ohne Pause fortgeführt worden war.“ Den Kalten Krieg deutet Cornwell also als eine kontinuierlich geführte Auseinandersetzung des Westens, mindestens des Vereinigten Königreichs, das bis 1945 noch eine Weltmacht gewesen war, mit dem bolschewistischen Russland, das seit seiner Oktoberrevolution bekämpft wurde. Tatsächlich waren die Mächte der Entente, vor allem Großbritannien und Frankreich, die den Ersten Weltkrieg 1918 siegreich beendet hatten, im Bürgerkrieg engagiert, der gegen und in Sowjetrußland geführt wurde, das mit den Mittelmächten den Sonderfrieden von Brest-Litowsk geschlossen und damit das Deutsche Reich vom Zweifrontenkrieg erlöst hatte. Das war die historische Konfliktlinie, die nicht nur für die Geheimdienstwelt westlicher Demokratien bestand und in die sich die Auseinandersetzung in und um Berlin einfügte. Dies war auch die historische Perspektive, aus der heraus die sowjetkommunistische Seite den Kalten Krieg betrachtete. Walter Ulbricht pflegte zu erwähnen, dass er den bolschewistischen Revolutionsführer Wladimir I. Lenin 1922 noch persönlich getroffen hatte. *Hardliner* Cornwell gelang mit seinem dritten Roman, den er 1963 mit Genehmigung seiner Vorgesetzten beim britischen Geheimdienst veröffentlicht und der im Jahr darauf auf Deutsch erscheint, sein Durchbruch als Schriftsteller. Bedingung war, dass er sich ein Pseudonym zulegte. Als Autor von *Der Spion, der aus der Kälte kam* kennen wir ihn als John le Carré. In seinem Spionagethriller lässt er die fiktive Hauptfigur Alec Leamas, der von West-Berlin aus ein Informantennetz in der Ostzone aufgebaut hatte, das die Gegenseite Mann um Mann ausschaltete, die Agentenstadt Berlin so beschreiben:

Anfangs hatte die Stadt nur so gewimmelt von drittklassigen Agenten; das Spionagegeschäft war verrufen gewesen und so sehr Teil des Berliner Alltags, dass man einen Mann bei einer Cocktailparty anwerben und ihn beim Abendessen instruieren konnte, und beim Frühstück war er schon aufgefliegen. Für einen Profi war das ein Alptraum: Dutzende von Geheimdiensten, die Hälfte davon vom Gegner unterwandert, Tausende von losen Enden; zu viele Hinweise, zu wenige Quellen, zu wenig Spielraum, um zu manövrieren.

Le Carrés Erfolgstitel ist ein Berlin-Roman, selbst wenn weite Strecken der Handlung nicht in der Stadt spielen, sondern in London und in der DDR. Berlin wird immer wieder erwähnt, im Buch mehr noch als im 1965 in Großbritannien produzierten Film mit exzellenter Besetzung. Der Streifen mutet an wie ein Kammerspiel, war doch der Waliser Richard Burton ein hochkarätiger Theaterschauspieler, der mit zwei deutschsprachigen Darstellern, Oskar Werner und Peter van Eyck, ebenbürtige Partner hatte. Die auf der Leinwand oft in der Totalen sichtbaren Gesichter, Mienen, Blicke lassen den Zuschauer innere Kämpfe, Leiden, Schmerz erkennen. Buch wie Film sind besonders deshalb Publikumserfolge der 1960er-Jahre auch in Deutschland, weil sie mit Berlin, weil sie vor allem mit der Mauer zu tun haben. Sie ist Anfang und Ende der Handlung. Die *Kälte*, das ist im Geheimdienstjargon die Chiffre für die Agenten, die draußen agieren, die keine Bürojobs in der Londoner Zentrale haben, sondern die in West-Berlin arbeiten, im Osten, dort ihre Geschäfte betreiben. In diesem Verständnis ist das ganze Berlin eine Stadt, die in einer solchen *Kälte* angesiedelt ist, ein Schlachtfeld der Kämpfe des Kalten Kriegs, das aus Sicht der westlichen Dienste, des Westens überhaupt, ein unsicherer, unattraktiver Ort ist, ein Ort, den meidet, wer nicht unbedingt dort sein muss. Le Carré hat in seinem Roman diskutiert, inwieweit der Westen gut daran tat, sich den Strategien der Gegner im Osten so weit anzupassen, wie es geschah. Das ist ein kritischer Blick auf diese Welt, der nirgendwo sonst angebracht gewesen ist als im Zentrum des Weltkonflikts, im geteilten Berlin. Die Handlung ist ein paradoxes Verwirrspiel um die Ausschaltung des Ost-Berliner Abwehrchefs, ein Intrigenspiel mit immer neuen Wendungen, eine Scharade von Doppelagenten. Leser und Kinogänger wissen nie genau, wer gerade auf wessen Seite steht. Mit dieser Fiktion werden die Paradoxien und Absurditäten des Berlin dieser Zeit auf die Spitze getrieben. So unter-

haltsam das alles sein mag, es spiegelt eine schreckliche und zugleich faszinierende Realität, in der Menschen, die Berliner, lebten und litten. Carleton erzählt in ihrem Berlin-Roman von der schon vor dem Mauerbau beklemmenden Atmosphäre der Transittfahrten zwischen Bundesrepublik und West-Berlin. Brandt berichtet in seinen ersten Memoiren, die 1960 unter dem Titel *Mein Weg nach Berlin* erscheinen, dass er in den 1950er-Jahren als Bundestagsabgeordneter nach Bonn nur das Flugzeug benutzt hat. Anfänglich war das ein Verkehrsmittel, bei dem er auf alliiertes Wohlwollen vor allem bei deren Vertretern in der Bundesrepublik angewiesen war, die weit weniger kooperativ als ihre Kollegen in West-Berlin waren. Warum? „Mit der Eisenbahn oder dem Auto konnte ich damals nicht fahren, da die Behörden in der Sowjetzone mich verhaftet hätten. Sie hielten mich für den Leiter des Ostbüros meiner Partei.“ Brandt fuhr erst 1955 als Präsident des Abgeordnetenhauses von Berlin mit dem Wagen über die Transitstrecke. Gegen den Rat der *Sachverständigen*, also der Sicherheitsleute in West-Berlin, und Brandt merkt an, er sei „von den kommunistischen Kontrollbeamten ausgesprochen höflich behandelt worden.“ Brandt, der, heute kaum mehr vorstellbar, Berliner Parlamentspräsident und Bundestagsabgeordneter in Personalunion war, prangerte im Bundestag die Menschenraubpraxis des SED-Staats an. Zum aufsehenerregenden Fall Walter Linse sagte Brandt: „Wir rufen das Gewissen der Welt. Pocht mit uns an die Kerkertür, bis sie sich öffnet. Schluß mit dem Menschenraub!“ In seinen Memoiren nennt Brandt Linse einen Rechtsanwalt. Nach ihm ist die Walter-Linse-Straße in Lichterfelde benannt, in der er wohnte. Das Ministerium für Staatssicherheit hat Linse am 8. Juli 1952 entführt. Ein Agent bat Linse um Feuer, der abgelenkte Mann wurde in einen als Taxi getarnten Opel Kapitän gezerrt, ein Lieferwagenfahrer versuchte das ins nahegelegene Teltow rasende Fahrzeug zu rammen, es kam zu Schüssen mitten im Stadtgebiet. Linse war Jurist, zu dieser Zeit Mitarbeiter des *Untersuchungsausschusses freier Juristen*. Der UfJ war eine Schwesterorganisation der KgU mit Sitz in der Limastraße am Mexikoplatz. Linse bereitete im Sommer 1952 einen internationalen Juristenkongress vor, der die Lage in der DDR darstellen sollte. Erst 2007 wurden Verstrickungen des 1953 in sowjetischer Haft ums Leben gekommenen Linse in sogenannte *Arisierungen* im Dritten Reich bekannt. Der Abgeordnete Brandt setzte sich im April 1953 ebenso für den Journalisten Herbert Kluge ein, „der auf der Reise von Berlin nach Westdeutschland aus dem Autobus herausgeholt worden und wegen seiner journalistischen Tätigkeit zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.“

Die Romanfigur Leamas landet abends in Tempelhof, er wird beim inszenierten Übertritt von einem Ost-Agenten begleitet. Der Doppelagent konnte, erzählt le Carré, „undeutlich die neuen Befestigungen auf der Ostseite der Mauer ausmachen – spanische Reiter, Beobachtungstürme, doppelreihigen Stacheldraht. Das Klima war rauer geworden, eindeutig.“ Die Schlusszenen erzählen als Schlussakkord den scheiternden Versuch Leamas’ und seiner Begleiterin, die Mauer nach West-Berlin zu überwinden, und wir sind im tragischen Ungewissen, ob er es nicht hätte schaffen können, hätte er sie

Der Spion, der aus der Kälte kam: Alec Leamas (Richard Burton) und seine Begleiterin Nan Perry (Claire Bloom) beim Versuch, die Mauer zu überwinden



zurückgelassen. Beide sterben. „Der Suchscheinwerfer wird exakt um fünf nach eins auf die Mauer gerichtet sein. Sie können Ihnen neunzig Sekunden geben. Mehr nicht.“ Die nächtliche Autofahrt zur markierten Stelle der Flucht führt in Grenznähe durch die dunkle Ost-Berliner Innenstadt. Am Brandenburger Tor stehen Militärfahrzeuge. Es geht Richtung Norden, Greifswalder Straße, dann weiter nördlich der Bernauer Straße, Pankow. Nieselregen, kein Mensch, kein Laut. „Eine leere Bühne.“ Der Strahl des Scheinwerfers, „sooft er ausruhte, konnten sie die einzelnen Steine und den hastig dazwischengeklatschten Mörtel sehen.“ Sie erreichen die Mauer. Er konnte „den dreifachen Stacheldraht und die grausamen Haken erkennen, mit denen die Stränge befestigt waren.“ Sie klettern die Eisenklammern an der markierten Stelle hinauf, und dann werden die beiden entdeckt, kurz darauf das Heulen der Sirenen: „Plötzlich war es, als würde die ganze Welt in Flammen aufgehen; von überall her, oben, vorne, hinten, rechts, links, fanden grelle Lichtbahnen sie, bannten sie gnadenlos präzise an ihren Platz.“

Die Mauer ist in diesem weltbekannten Erfolgsroman das Symbol, das für das ganze Berlin steht. Es scheint, als sei die Stadt nach 1961 in der weltweiten Wahrnehmung auf das Symbol der Teilung reduziert. Tatsächlich ist die Mauer unabdingbar Vorzeichen von allem anderen, was in den ersten Mauerjahren in und um Berlin geschieht, auch in der Kultur. Die Berliner selber haben darauf einen kritischen Blick. Ihre Lebenswelt ist von tiefem Ernst, vom Empfinden von Bedrohung, Gefahr, Hilfslosigkeit geprägt. Dieses Berlin des Kalten Kriegs unmittelbar nach dem Mauerbau hat keinen Sinn für Komödie, Persiflage, Ironie. Das erfährt der große Könner der Filmkomödie Billy Wilder, der 1927 in Berlin seine Karriere begonnen und sich in dieser Zeit als Reporter der Zeitung *B.Z.* durchgeschlagen hatte. Sein Film *Eins, zwei, drei*, konzipiert als spaßiges Lustspiel aus dem Kalten Krieg, gedreht in Berlin, erleidet produktionstechnisch durch den Mauerbau Schiffbruch. Der 13. August platzt in die Dreharbeiten, und das im Drehbuch vorgesehene passierbare Brandenburger Tor muss auf dem Münchner Studiogelände als Kulisse aufwendig nachgebaut werden. Der Streifen floppt 1961 beim Publikum. Auch seine *B.Z.* nennt das Produkt den „scheußlichsten Film über Berlin“.

Versteinert ist die Miene, mit der sich der Regierende Bürgermeister Willy Brandt am 13. August 1961 zu Fuß dem Brandenburger Tor näherte, um sich ein Bild der Lage zu machen. Fotos dokumentieren das. Wie hat dieser Tag für die Berliner begonnen? Brandt hatte 1960 den Berliner Journalisten aus Treffurt in Thüringen mit *Tagesspiegel*-,

RIAS- und Bonn-Erfahrung Egon Bahr als Senatssprecher ins Rathaus Schöneberg geholt. Korrekt lautete die Amtsbezeichnung *Chef des Presse- und Informationsamtes des Landes Berlin*. In seinen Memoiren *Zu meiner Zeit* berichtet Bahr 1998, dass er am Mittag mitten im Stress des welthistorischen Geschehens aus dem Rathaus seine Frau anrief. Sie sei erstaunt gewesen, denn sie hatte noch nichts mitbekommen. Die damalige Frau Bahr war „am Morgen dieses herrlichen Sommertags“ in den Garten gegangen. Der erfahrene Journalist Brandt, den sein erster Biograf, der Berliner Sozialdemokrat Klaus-Peter Schulz, 1961 einen *Schriftsteller* nannte, schildert den Tag 1978 in der ihm eigenen, unverkennbaren Diktion:

Der Tag, an dem der Bau der „Mauer“ befohlen wurde, der 13. August 1961, war ein warmer Sommersonntag. Viele meiner Mitbürger, die ihre Ferien nicht außerhalb der Stadt verbringen konnten, hatten sich auf einen unbeschwerten Badeausflug zu einem der Seen am Rande der Stadt, vielleicht auch auf ein paar Stunden der Lektüre gefreut. Die Frühnachrichten schreckten sie auf: Die beiden Teile Berlins wurden voneinander abgeriegelt. Der 13. August wurde ein Tag des Entsetzens, der Angst und Verwirrung.



Die B.Z. nannte ihn „scheußlichsten Film über Berlin“: Dreharbeiten zu *Eins, Zwei, Drei* 1961 in West-Berlin mit Billy Wilder, Pamela Tiffin, James Cagney und Horst Buchholz (v. l. n. r.)



Willy Brandt – Ernst Reuters *junger Mann* regiert Berlin

Die Mächte der Finsternis werden nicht siegen.

Willy Brandt, 13. August 1961

DER 13. AUGUST 1961 war der Sonntag fünf Wochen vor der Bundestagswahl am 17. September. Die Berliner wählten nicht mit. Die Ost-Berliner nicht, weil ihre Stadthälfte nicht zur Bundesrepublik gehörte, die West-Berliner nicht, weil sie aus mehr oder weniger berechtigten Statusgründen nicht selber wählen durften; ihre Abgeordneten bestimmte das Abgeordnetenhaus nach dem Proporz seiner Zusammensetzung. So war auch Willy Brandt Bonner Parlamentarier geworden. 1961 war er zum ersten Mal Kanzlerkandidat seiner SPD. Er trat gegen den ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik an, gegen Konrad Adenauer. Allen war in diesen Tagen klar, dass etwas in der Luft lag. Jedenfalls in Berlin. Am 11. August hatte der Regierende Bürgermeister in Bonn mit dem Bundesminister des Auswärtigen, Heinrich von Brentano, „eindringlich über die Gefahr rigoroser Absperrungen“ gesprochen. Brandt und seine Leute hatten zum ersten Mal in der bundesdeutschen Wahlkampfgeschichte einen Sonderzug der Deutschen Bundesbahn gemietet, um damit die Kandidatenauftritte zu absolvieren. Am Samstagabend, dem 12. August, war in Nürnberg der Auftakt der heißen Phase des Wahlkampfs geplant. Brandts Vertrauter Bahr berichtet uns, dass der Kanzlerkandidat und Regierende Bürgermeister in der letzten Stunde vor seiner Rede entschied, sich nicht ans Kampagnendrehbuch zu halten. Die Dramatik der Lage habe verlangt, dass Brandt die aktuelle Entwicklung kommentierte. Aus der Rückschau scheint es, als habe er mehr gewusst. 1978 stellt Brandt klar: „Ich hatte die Tendenz der Entwicklung erkannt, nicht aber Zeitpunkt und konkrete Form des Geschehens.“ Es war der Nachmittag vor dem Tag des Mauerbaus, und der Kanzlerkandidat sagte auf der Kundgebung auf dem Marktplatz der fränkischen Metropole:

Starre Gesichter der Betroffenheit: Willy Brandt (M.) am Morgen des 13. August 1961 am Brandenburger Tor, r. sein Senatskanzlerchef und späterer Nachfolger Heinrich Albertz

Heute abend wird der 17.000ste Flüchtling dieses Monats in Berlin ankommen. Zum erstenmal werden wir 2500 Flüchtlinge im Laufe von 24 Stunden aufzunehmen haben. Warum kommen diese Menschen? Weil die Sowjetunion einen Anschlag gegen unser Volk vorbereitet, über dessen Ernst sich die wenigsten klar sind. Weil die Menschen in der Zone Angst haben, daß die Maschen des Eisernen Vorhangs zementiert werden. Weil sie fürchten, in einem gigantischen Gefängnis eingeschlossen zu werden. Weil sie brennende Sorge haben, sie könnten vergessen werden, abgeschnitten, geopfert werden auf dem Altar der Gleichgültigkeit und vernachlässigter Chancen.

In den letzten Worten lag der Vorwurf an die unionsgeführte Bundesregierung, an Kanzler Adenauer, sich nicht genug zu kümmern. Brandt gibt mit diesen Worten die vorherrschende Stimmung in seiner Stadt und die Stimmung der Deutschen in Ost-Berlin und in der DDR wieder. Am Abend legte er sich im Sonderzug schlafen. Die Fahrt ging nach Kiel. In Nürnberg ging auch Senatssprecher Bahr zu Bett. Morgens ging das Telefon: „Die sperren die Sektorengrenze. Komm mit der ersten Maschine zurück. Willy holen wir in Hannover aus dem Zug.“ Bahr nahm das Taxi nach München und flog vom Flughafen Riem nach Tempelhof und fuhr von dort ins Rathaus Schöneberg. An Brandts Abteiltüre hatte ein Bahnbeamter geklopft, ihm ausgerichtet, dass eine „radikale Absperrung des Ostsektors begonnen habe“. Brandt wurde gebeten, so schnell es geht nach West-Berlin zurückzukehren. Er verließ gegen fünf Uhr früh in Hannover mit seinen wenigen Begleitern den Zug, nahm die erste Maschine, landete auf dem Flugplatz Tempelhof. Von dort fuhr Brandt an die Sektorengrenze am Potsdamer Platz, dann zum Brandenburger Tor:

Ich sah die Hindernisse, die man in den letzten Stunden herangeschleppt hatte und an denen nun mit deutscher Gründlichkeit weitergearbeitet wurde. Betonpfähle waren in die Straßen gerammt, Stacheldraht wurde gespannt. Ich sah einen Teil des großen Militäraufgebots – nicht der Russen, sondern der DDR –, das den Befehl hatte, den Übergang zu sperren. Ich sah in die leeren Augen der Landsleute, die drüben in Uniform ihren Dienst taten. Vor allem sah ich die besorgten und verzweifelten Blicke meiner Westberliner Mitbürger.

Was er sah, empfand Brandt als „Bild der Drohung“. Die NVA hatte nach dem westlichen Verständnis des Vier-Mächte-Status' Gesamt-Berlins „auf dem Territorium Ostberlins nichts zu suchen.“ Anders als bei der bisher schwersten Bedrohung der drei West-Sektoren durch die Blockade 1948/49 richtete sich der Angriff nicht auf diesen Teil Berlins, sondern, mit Brandts Worten, „ein Regime schloß vielmehr sich und seine Bürger gegen uns ab.“ Kühlen Kopf habe er bewahren müssen im Angesicht der Vorgänge auf der anderen Seite der Sektorengrenze: „Es wurde mir schwer, ruhig und beherrscht zu bleiben.“ Brandt fuhr in die *Allied Kommandatura* nach Dahlem, in der heute das Präsidialamt der Freien Universität residiert. Es war das erste und einzige Mal, dass dieser Regierende Bürgermeister dorthin zu den alliierten Stadtkommandanten fuhr. Bisher war er der Meinung, die Vertreter der Drei Mächte als Repräsentanten der eigentlichen Souveräne in Groß-Berlin sollten zu ihm kommen, wenn sie etwas von ihm wollten, berichtet Bahr. Die *Schutzmächte* hatten schließlich wie noch bis 1990 Verbindungsoffiziere mit eigenen Büros im Schöneberger Rathaus. Aber es war Sonntag. Die alliierten Beamten hatten keine Weisung, ihre Regierungen waren im Wochenende, US-Präsident John F. Kennedy auf seiner Jacht. Protestieren sollten sie zumindest, verlangte Brandt, auch bei den Regierungen der Staaten des Warschauer Pakts, auf die sich Ost-Berlin in seiner Erklärung ebenfalls berufen hatte. Brandt forderte alliierte Patrouillen an der Sektorengrenze. Bis das geschah, vergingen 20 Stunden. 40 Stunden später erfolgte die *Rechtsverwahrung* beim sowjetischen Stadtkommandanten. 72 Stunden dauerte es, bis in Moskau offiziell Protest eingelegt war. Das waren die drei Tage, die vergingen, bis begonnen wurde, die Barrikaden durch eine Mauer zu ersetzen. Das Signal war klar: Vom Westen drohte keine Gefahr mehr, die Sperrmaßnahmen wurden dort hingenommen. Aus Dahlem ging es ins Rathaus Schöneberg. Besprechung. Kaum habe er Brandt jemals wieder so grimmig gesehen, schreibt Bahr. Der Regierende: „Diese Scheißer schicken nun wenigstens Patrouillen an die Sektorengrenze, damit die Berliner nicht denken, sie sind schon allein.“ Der Osten kümmerte sich nicht um die Statusvereinbarungen. Die drei Alliierten ließen sich von DDR-Innenminister Karl Maron, 1945 mit der Gruppe Ulbricht nach Berlin gekommen und damals stellvertretender Oberbürgermeister, vorschreiben, dass sie zunächst nur noch drei, später nur noch einen Übergang nach Ost-Berlin benutzen durften, den bald berühmten *Checkpoint Charlie* auf der Friedrichstraße. Ihr Ansprechpartner wäre eigentlich der sowjetische Alliierte gewesen. Die Sowjetunion hatte

ihre Befugnisse über Ost-Berlin weitgehend an die Regierung der DDR abgetreten. Das widersprach der westlichen Rechtsauffassung. Westdeutsche und West-Berliner bekamen getrennte eigene Übergänge zugewiesen. Westdeutsche durften nach Entrichtung einer Gebühr weiter nach Ost-Berlin einreisen. Seitens der DDR als *friedliebend* bezeichnete West-Berliner durften noch zehn Tage lang die Sektorengrenze passieren, die Ost-Berlin als Staatsgrenze ansah. Danach wurde jeder innerberlinische Grenzverkehr abgebrochen. Im Rathaus Schöneberg fand um 9.15 Uhr eine Sondersitzung des Senats statt. Innensenator Joachim Lipschitz erstattete den Lagebericht. Bahr erinnert sich der Stimmung dieses Tages und der Rolle Brandts:

Ohnmacht, Erbitterung, Wut, Empörung, Verzweiflung und Tränen der getrennt sich zuwinkenden Familien und wieder Ohnmacht, das ergab eine Mischung explosiver Gefühle, die letztlich Willy Brandt auszuhalten hatte. Was heißt hier aushalten? Diesen Gefühlen mußte Ausdruck und Richtung gegeben werden, wenn sie nicht explodieren sollten. Außerdem war die psychologische Lage der Stadt, die unkontrollierbar werden konnte, Washington nicht bewusst, und auf Amerika kam es an. So entstand die Idee, zu einer Protestkundgebung vor dem Rathaus aufzurufen und einen Brief an Kennedy zu schreiben.

Die Angst im Rathaus Schöneberg war, dass die Stimmung wie schon einmal vor fünf Jahren aus dem Ruder laufen könnte. Das war Anfang November 1956 gewesen bei der Kundgebung mit „sicherlich hunderttausend Menschen“ auf dem Rudolph-Wilde-Platz zum Ungarn-Aufstand, den sowjetische Panzer niedergewalzt hatten. Brandt berichtet davon in *Mein Weg nach Berlin*. Die Erinnerungen an den drei Jahre zuvor niedergeschlagenen Aufstand des 17. Juni 1953 in Ost-Berlin waren an diesem Tag zurückgekommen. Willy Brandt, Präsident des Abgeordnetenhauses, war nicht als Redner vorgesehen. Die Stimmung kochte hoch, Sprechchöre wie „Zum Brandenburger Tor!“, „Zur Sowjetbotschaft!“, „Russen 'raus!“ ertönten. Brandt nahm das Wort, fand mühsam Gehör. Mehrfach gelang es ihm an diesem Tag, die Gemüter abzukühlen, sich an die Spitze der Demonstrationzüge zu setzen, die Menschen von ihrem Vorhaben abzuhalten, Gewalt gegen die bewaffneten Kräfte der anderen Seite anzuwenden. Zusammenstöße hätten im November 1956 ebenso wie im August 1961 die Gefahr kriegesischen Konflikts bedeutet. Der von Brandt

nach Westen abgelenkte Zug sang vor dem Sowjetische Ehrenmal das Lied vom guten Kameraden und die deutsche Nationalhymne. Britische Militärpolizisten werden zusammengeschlagen. Brandt lädt sie später als Entschuldigung zum Bierabend ein. Ausdrücklich betont er 1960, dass an der *sauberen Gesinnung* der zumeist aus Jugendlichen und Studenten bestehenden erregten Menge kein Zweifel bestanden habe. Brandt hatte es vermocht, eine aufgebrachte Menge mit Argumenten, Verstand, mit Geschick zu beruhigen. Er war, anders als es heutige Politiker gewohnt sind, als Redner vor Hunderttausenden aufgetreten wie seinerzeit Ernst Reuter am Reichstag. Das war der Erfahrungshorizont, der die Befürchtungen auslöste, von denen Bahr sprach. Die Fenster des Rathauses standen offen am Mittag des heißen 13. August 1961. Der Senatssprecher hörte die Geräuschkulisse der Menschen, die vor dem Rathaus zur Kundgebung zusammenkamen. Bahr diktierte zwei Sekretärinnen abwechselnd die Rede. Erst hatte er keinen Anfang gefunden. Dann wurde der Entwurf Seite für Seite zu Brandt gebracht. Mit der letzten ging Bahr selber. Keine Zeit mehr: „Er nahm den Packen, um die Rede zu halten.“ Bahr berichtet von seinen weichen Knien, seinem Zittern, dem Cognac, der nicht half: „Wenn das schief ging.“ Aus dem Fenster schaute er auf die Menschenmenge. Befreiender Beifall brachte die Erleichterung.

Brandts Forderung gab den Inhalt des Briefs an den US-Präsidenten vor: „Das Ergebnis eines schreienden Protests kann nicht ein papierner Protest sein. Berlin erwartet mehr als Worte, Berlin erwartet politische Aktionen.“ Die Abfassung und Übermittlung dieses Briefs an das Staatsoberhaupt einer fremden Macht missachtete die Regeln der Diplomatie und die Befugnisse des Bürgermeisters der Kommune und des Ministerpräsidenten des *Landes Berlin*. Das war die Doppelrolle, die der Regierende Bürgermeister von Berlin im Stadtstaat der föderalen Bundesrepublik innehatte. Konsultationen mit den beiden anderen Schutzmächten und mit der Bundesregierung unterblieben. Es war keine Zeit. Es ging darum, rasch das Vertrauen in die Drei Mächte sicherzustellen. Pragmatische Forderungen sollten das Weiße Haus aufrütteln. Bahr referiert den Inhalt: Festhalten am durch die Sowjets verletzten Vier-Mächte-Status von Gesamt-Berlin, deutsches Selbstbestimmungsrecht, Friedensregelung. Das Thema Berlin sollte vor die Vereinten Nationen. Erfüllt wurde nur die Forderung, die US-Garnison zu verstärken. Am 20. August kamen als Antwort auf den Brief 1500 US-Soldaten über die Autobahn nach West-Berlin. Die Berliner feierten die Kampfgruppe am Kontrollpunkt Drewitz und auf ihrer Fahrt durch die Stadt. Bahr: „Psychologisch bekamen wir durch

Rathaus Schöneberg, 19. August 1961, Kundgebung: Willy Brandt (l.) blickt zur Seite, US-Vizepräsident Lyndon B. Johnson (r.) gen Himmel, der Redner, US-Luftbrücken-General Lucius D. Clay, ist sichtlich betroffen.

diese Aktion wieder Boden unter die Füße.“ John F. Kennedy hatte schon am 19. August seinen Vize-Präsidenten Lyndon B. Johnson und den Luftbrücken-General und Blockade-Helden Lucius D. Clay geschickt. Der Vizepräsident, so Bahr, führte keine ernsthaften Gespräche mit dem Senat, sondern überbrachte Kennedys desillusionierende Antwort. Quintessenz der US-Interpretation: Der Bau der Mauer bedeute, dass die Sowjetunion sich West-Berlin nicht mehr einverleiben wolle. KPdSU-Generalsekretär Nikita S. Chruschtschow habe nachgegeben. Es handele sich um eine sowjetische Niederlage. Ändern könne der Westen die Situation nur durch militärische Maßnahmen. Krieg wolle niemand wegen der Mauer riskieren. Deshalb unterstreicht Egon Bahr in seinen Erinnerungen: „Das Wort Krieg lag in der Luft, und im Schöneberger Rathaus, das soll vermerkt werden, hütete man sich in diesen Tagen, die Mauer laut wegzuwünschen.“ Brandt merkt 1978 mit Blick auf die Vorgeschichte des Mauerbaus und die amerikanischen Garantien an, manche hätten damals kon-

